

KARLA LETTERMAN

Die Trauerrednerin
und der verschwundene Bote

Ein Lübeck-Krimi

Rote Katze Verlag

Impressum

© 2025 Rote Katze Verlag
Herausgeber: Rote Katze Verlag,
Kupferschmiedestraße 14, 23552 Lübeck, Deutschland
www.rotekatzeverlag.de / info@rotekatzeverlag.de
Alle Rechte vorbehalten.
1. Auflage, Oktober 2025

Satz: La Deutsche Vita®
Coverfoto: [thesweetsheep/stock.adobe.com](https://www.gettyimages.com/detail/stock-photo/thesweetsheep/stock.adobe.com)
Porträtfoto: Thomas Schmitt-Schech
Herstellung: ScandinavianBook, Rudolf-Diesel-Str. 10,
91413 Neustadt a. d. Aisch

ISBN 978-3-910563-45-2

Prolog

Den Mann, dessen Schicksal mich noch intensiv beschäftigen sollte, nannte man im Viertel nur den »Flitzer«. Mein Nachbar Olaf, dessen Garage ich für meinen Zweitwagen, einen MG RV8, gemietet hatte, erwähnte ihn mir gegenüber zuerst.

»Was? Ist einer nackt durchs VfB-Spiel geflitzt?«, fragte ich verdutzt, weil ich von einem derartigen Vorfall nichts mitbekommen hatte.

Normalerweise erfahre ich schnell von besonderen Ereignissen, denn zum einen informiere ich mich auf diversen Kanälen, und zum anderen interessieren mich Skandale aller Art, seit ich offiziell als Assistentin eines Ermittlers tätig gewesen bin. Seit dieser Zeit verspüre ich auch den unabwendbaren Drang, Geheimnisse und Ungereimtheiten in meiner Umgebung aufzuklären. »Schläfer-Fahnderin« nennt mich Erik-Erkan heute noch. Er ist der Inhaber der Detektei und beschäftigt mehrere Außendienstmitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Mich hätte er seinerzeit gern von der Assistentin zur Ermittlerin befördert und hatte bereits angefangen, mich zu schulen – doch dann entwickelte sich alles ganz anders. Heute stehe ich nicht mehr auf seiner Gehaltsliste, dafür sind wir ein Paar. Wir haben uns schon gegenseitig mit Wortspielen zum Thema Privatermittler zu erfreuen versucht, doch etwas wirklich Überzeugendes ist noch nicht dabei herausgekommen.

»Ach, so einen Flitzer meinst du ...« Olaf lachte auf meine Frage hin. »Nee, so einer ist das nicht. Guck mal auf Insta. Er nennt sich »Pizza-Flitzer.«

»Ein Kurier?«, fragte ich.

»Genau. Und ich wette, du hast ihn schon tausendmal umherdüsen sehen. Der Typ mit Sonnenbrille und silberfarbener Jacke auf silberfarbenem Fahrrad.«

»Klingt nach verhindertem Rennfahrer«, sagte ich schulterzuckend und vergaß das Gespräch fürs Erste.

Später erfuhr ich, dass jener sonnenbebrillte junge Mann Nic hieß, in den sozialen Medien als *MistaPizzaFlizza* unterwegs war und es auf stattliche Follower-Zahlen brachte. Olafs Bemerkungen fielen mir erst wieder ein, als Nic mir das erste Mal gegenüberstand. Er brachte mir eine mittlere Pizza Hawaii, die ich nicht ganz komplikationsfrei beim nahen »Pizza-Spurter« geordert hatte.

Ich lag mit einem grippalen Infekt abwechselnd auf der Terrasse in der Hängematte, auf dem Sofa oder im Bett. Erik-Erkan war auf Familienbesuch in Malmö, und meine Freundin Ilka, die ansonsten als Krankenpflegerin infrage gekommen wäre, erkletterte Granit, Gneis und Drahtseilbrücken im Erzgebirge. Mir blieb also kaum etwas anderes übrig, als mich von meinen Vorräten zu ernähren. Sie bestanden aus Whisky, Sekt, Baiser-Kringeln und Tomaten. Als ich wieder Appetit auf etwas Bissfestes bekam, rief ich wild entschlossen, aber etwas benommen beim Pizza-Spurter an.

»Smart, Golf oder Jeep?«, fragte jemand namens Julian oder Florian mit junger, freundlicher Telefonstimme, nachdem ich ihm erklärt hatte, dass auf eine Hawaii-Pizza weder Feige noch Drachenfrucht gehörten, sehr wohl aber Ananas und Schinken.

»Jeep?« Ich schwieg eine Weile ratlos und war sicher, mich verhört zu haben. Wie viel Whisky hatte ich wohl intus? »Meinst du vielleicht »cheap?«, erkundigte ich mich etwas verzagt.

Julian oder Florian lachte amüsiert. »Das sind bei uns die Größen: Smart, Golf oder Jeep«, belehrte er mich. »Small, medium und large finden wir etwas oldschool. Also: Smart ist ...«

»Schon gut«, unterbrach ich ihn, »ich möchte die mittlere Größe.«

»Mhm«, machte es am anderen Ende der Leitung, und in meinen Ohren klang es leicht beleidigt. Dann wechselte der Tonfall wieder ins Geschäftsmäßige. »Also für die Lady einmal die Prosciuto mit extra Ananas als Golf.«

»M-hm«, gab ich etwas angestrengt zurück, denn ich hatte Mühe, nicht laut loszulachen. Eine *Pizza als Golf* – warum nannten sie die Beläge nicht gleich ›Fußmatte‹, ›Felge‹ und ›Knautschzone? Dann kam mir noch eine Idee. »Gibt’s den Golf auch mit Caramba?«, fragte ich.

»Klar doch«, kam es prompt zurück, »nicht alle mögen ja bleifrei, oder?«

»Eben«, antwortete ich und hoffte, der Pizzadienst verstünde darunter ebenso wie ich »mit extra Pepp«, also mit Jalapeños oder roten Pfefferschoten. Tatsächlich wurde dann ein Fläschchen ausgezeichnetes Chili-Öl mitgeliefert, das sogar so scharf war, dass ich mehr als die Hälfte zurückbehielt.

Besänftigt war ich aber bereits, als mir der Fahrer einen Karton entgegenstreckte, dessen Inhalt aromatischen Duft verbreitete, und zwar nach Tomatensoße und Oregano. Die naturgraue Pappe der Verpackung stand in auffälligem Kontrast zum silberfarbenen Blouson des Kuriers, der mich an edel knitterndes Plastik und rasante Beschleunigung denken ließ ... Astronaut? Pilot? Dann hatte ich es: Formel-1-Pilot, Rennfahrer!

»Sind Sie nicht Mister Flitzer-Blitzer?«, fragte ich den Mann.

Sein kehliges Lachen kam warm und ungekünstelt. Er zog die Sonnenbrille mit gespreizten Fingern halb von der Nase wie ein Promi, der tagelang nichts anderes machte, sah mich aus mokkabraunen Kulleraugen an und erklärte mit dunkler Stimme: »Ich bin mit allen Blitzern und schönen Ladys auf du und du. Ich bin Nic.« Er tippte mit dem Finger an eine imaginäre Kappe, wo in seinem Fall dichte Rastalocken vom Kopf abstanden. Dann zog er aus einem Seitenfach der

Pizza-Transporttasche einen bunt bedruckten Flyer mit viel Silberschrift und deutete auf die letzten beiden Zeilen. Dort waren zwei Social-Media-Accounts aufgeführt, der der Firma und seiner.

Natürlich, er war kein Flitzer-Blitzer, er war ein *Pizza-Flizza*. Während ich noch bedröppelt lachte und »Ich bin Penelope« murmelte, drehte er sich um.

Und weg war er.

Kapitel 1

Als ich drei Wochen später zum zweiten Mal auf Nic traf, nahm ich ihn gar nicht wahr. Das lag zum Teil sicherlich daran, dass ich mich auf das Ambiente und die Hauptpersonen – eine trauernde Familie – konzentrierte. Aber eben nur zum Teil. Der andere Grund war Nics völlig veränderte Ausstrahlung. Als ich später ein Foto von der Trauerfeier zu sehen bekam, brauchte ich lange, um in dem Mann mit dem stumpfen Blick den glitzernden Pizzaboten zu erkennen.

Volker Grathwohl, der Bestatter, mit dem ich am häufigsten und am liebsten zusammenarbeitete, hatte mir sozusagen durch die Hintertür Zutritt zu einer besonderen Trauerfeier verschafft. In Lübeck war nämlich vor Kurzem ein ehemaliger Kornspeicher zum Kolumbarium, einer Grabstätte mit Urnenkammern, umgebaut worden, und ich wollte zu gern wissen, wie eine Zeremonie dort ablief. Wie fühlte es sich wohl an, in einem Haus von der Asche Verstorbener umgeben zu sein? Ich arbeitete noch nicht lange in der Branche und war allem Neuen gegenüber aufgeschlossen.

Auf die Tätigkeit als Trauerrednerin hatte ich niemals hin-

gearbeitet (wie ich überhaupt nie wirklich auf eine bestimmte Tätigkeit hingearbeitet habe). Vielmehr habe dieser Beruf mich ausgesucht, pflege ich zu sagen, denn zu meinem ersten Engagement kam ich, weil ich für einen kurzfristig verhinderten Trauerredner einsprang, dessen Ausfall einen von Erik-Erkans Klienten in Verzweiflung zu stürzen drohte.

Die Arbeit erfüllte mich von Anfang an mit Zufriedenheit, und nun setzte ich einigen Ehrgeiz daran, mich mit einer möglichst großen Vielfalt an Bestattungsritualen, Orten und Zeremonien vertraut zu machen, um Hinterbliebene kompetent beraten und dabei so gut wie möglich auf ihre Wünsche eingehen zu können. Schon deshalb wollte ich das neue Kolumbarium kennenlernen. Als ich Volker Grathwohl von meinem Wunsch erzählte, versprach er, mich bei der nächsten passenden Gelegenheit als seine Mitarbeiterin auszugeben und damit gewissermaßen undercover einzuschleusen. Diese Ankündigung gefiel mir besonders gut, konnte ich mich doch wieder ein kleines bisschen als Agentin fühlen – ähnlich wie während meiner Zeit in Erik-Erkans Detektei, auch wenn damals nur ›Assistentin‹ auf meiner vCard gestanden hatte.

An Grathwohl bewunderte ich seine Art, der Welt der Lebenden mit einer wertschätzenden Gelassenheit zu begegnen, die nur mit großer Demut gelingt und die ihn gleichzeitig dazu bringt, jedem Toten – unabhängig von seiner Tauglichkeit für das Diesseits – eine Würde zuzugestehen, die ihn den Herausforderungen des Jenseits gewachsen erscheinen lässt, wie immer es auch beschaffen sein mag. Man durfte sich von Grathwohls großer, kräftiger, etwas ungeschlachter Erscheinung nicht irritieren lassen: Dahinter verbarg sich ein überaus feinfühliges Mensch.

Umgekehrt mochte Grathwohl den Stil meiner Reden, die Liedauswahl und Gestaltung der Trauerfeiern und hatte meine Dienste schon mehrmals weiterempfohlen.

Für diesen Abschied jedoch war ich nicht als Trauerrednerin engagiert, sondern begleitete Grathwohl und seinen Mitarbeiter Torben Neumeyer von dem Zeitpunkt an, als sie die sterblichen Überreste des Toten, eines jungen Mannes, anlieferten. Die Urne war hellgrau, schimmerte metallisch und war mit fliegenden Kranichen bemalt. Ich vermutete, dass es sich um eine Sonderanfertigung handle, und lag damit richtig. »Seine Eltern wollten nur das Beste«, erklärte mir der Bestatter und hob bei den letzten drei Worten die Stimme so, dass sie affektiert klang. Mehr brauchte er nicht zu sagen; ich wusste sofort, dass er diese Kunden nicht sonderlich mochte.

Grathwohl platzierte die Urne in der sogenannten Kapelle, einem schlichten kleinen Raum, dessen Schmuck aus einem Strauß zusammengebundener getrockneter Ähren und dem farblich zurückhaltenden, aber, wenn man genauer hinsah, eindringlichen Gemälde eines knorrigen, laublosen Baums bestand.

Ich war überrascht. Über das Kolumbarium »Die Eiche« war sowohl in der Zeitung als auch in diversen Online-Medien berichtet worden, und diese Artikel hatten bei mir den Eindruck hinterlassen, man betreibe dort jede Menge Effekthascherei. Doch schon der Eingangsbereich, und dann erst recht die Feierhalle, nötigten mir Respekt dafür ab, mit welcher Behutsamkeit und mit wie viel Geschmack der ehemalige Kornspeicher in einen »Erinnerungsspeicher« verwandelt worden war.

Teile der Zwischenböden des siebenstöckigen Gebäudes hatte man entfernt, sodass einerseits das historische Balkenwerk zur Geltung kam und andererseits Licht in alle Gedenkräume gelangte. Was ich im Erdgeschoss sah – dunkle, aber warme Farben, eine über drei Stockwerke schwebende gewaltige und dabei filigrane Lampe, natürlich wirkende Sträuße aus Trockenblumen – war von zurückhaltender Eleganz.

»Würdevoll«, murmelte ich, und Grathwohl nickte, schien aber eigentlich mit seinen Gedanken woanders zu sein.

»Ich hoffe, die Plätze reichen«, sagte er wenig später und deutete auf die zu beiden Seiten der Halle aufgestellten Bänke, die aus einer Kirche zu stammen schienen, herausgelöst aus dem Kontext in dieser neuen Umgebung jedoch nicht übermäßig sakral wirkten.

Ich überschlug die Anzahl der Plätze. »Bestimmt 80«, sagte ich. »Mit wie viel Personen rechnen Sie denn?«

»Die Rede war immer von 60 bis 80«, antwortete Torben, Grathwohls Mitarbeiter, »aber in den letzten Tagen hieß es plötzlich, es könnte sein, dass entfernte Angehörige noch spontan dazukommen.«

»Dann müssen die eben stehen«, befand ich, »das ist ja in einer Friedhofskapelle auch nicht anders.«

Während Torben eilfertig durch eine hintere Tür verschwand – wahrscheinlich auf der Suche nach weiteren Sitzgelegenheiten – brummte Grathwohl vor sich hin. Er schien Unannehmlichkeiten zu erwarten. Kurze Zeit später war mir klar, warum.

Die Frau Mitte vierzig im tailliert geschnittenen, beinah schulterfreien, einen Hauch zu engem schwarzen Kostüm trug eine graue Pelzstola, die echt aussah. Ein Mitarbeiter des Kolumbariums hielt ihr mit dem unbewegten Gesicht eines diskreten Butlers die Eingangstür zur Halle auf, in der wir warteten. Sie maß den Mann mit aufforderndem Blick, als erwarte sie etwas, auf das sie Anspruch habe. *Er ist ihr nicht ehrerbietig genug*, schoss es mir durch den Kopf. Die Frau bewegte sich stolz und gemessenen Schrittes, als heiße sie ganz bestimmt nicht Lisa Müller oder wolle, wenn doch, diesen Fußtritt des Schicksals mit ausgesuchter Eleganz wettmachen. Ich erfuhr wenig später ihren Namen: Marilyn Faustner-Politz. Er passte perfekt, fand ich, klang er doch nach etwas mühevoll aufpolierter Gewöhnlichkeit. Ich spür-

te instinktiv, dass diese Frau sich gern auf Kosten anderer aufspielte. Zu Volker Grathwohls Leidwesen war sie seine Auftraggeberin.

Sich die Mühe einer Begrüßung ersparend, fuhr sie ihn aus fünf Metern Entfernung an. »Ach, und Sie meinen, diese paar Bänke reichen?«

Ich zuckte zusammen, denn trotz der warmen Stimme durchschnitt die rhetorische Frage allein aufgrund der Lautstärke unangenehm die Aura. Grathwohl neben mir erschauerte ebenfalls. Auch er erwartete wohl in dieser Umgebung und zu diesem Anlass ein dezenteres Auftreten. Die Frau war die Mutter des tödlich verunglückten Evander Politz, der an diesem Nachmittag beigesetzt werden sollte.

Der Angestellte, der die Tür geöffnet hatte, kam einer Antwort des Bestatters zuvor. Er trat heran und versicherte, es seien genügend Stühle im Lagerraum, um die Sitzplätze nach Bedarf zu ergänzen, und erkundigte sich höflich, wie viele er denn aufstellen solle.

»Zehn!«, kam die Antwort wie aus der Pistole geschossen. »Aber nicht, dass Sie mir hier irgendwelche ausgemusterten Schemel anschleppen.«

»So etwas«, entgegnete der Angesprochene, wieder mit undurchdringlich neutraler Miene, »haben wir derzeit nicht im Lager.«

Ich sah, wie Grathwohl peinlich berührt den Blick senkte. Auch ich fühlte mich absurderweise für das Verhalten der Ruhestörerin mitverantwortlich und erbot mich eifrig, beim Stühleschleppen zu helfen. Im Weggehen nahm ich noch aus dem Augenwinkel wahr, wie der Blick der Frau zur Urne wanderte, und ich befürchtete schon ein erneutes Lamento. Doch stattdessen hörte ich bald leises Schluchzen und wusste: Jetzt würde Volker Grathwohl zu Hochform auflaufen. Niemand, den ich sonst kannte, verstand sich so wie er darauf, Trauernde zu trösten.

Tatsächlich wurden die zusätzlichen Sitze gebraucht. Die Trauergemeinde war, was das äußere Erscheinungsbild betraf, zweigeteilt: Da waren Junge sowie Alte mit gepflegten Frisuren und in feiner Garderobe auf der einen, und junge Leute in dunkler Alltagskluft auf der anderen Seite – und zwar buchstäblich. Die besser Gekleideten, laut Grathwohl Verwandte aus nah und fern, scharten sich um die Trauerfamilie. Zu Marilyn Faustner-Politz hatte sich das männliche Pendant gesellt, offenbar bemüht, den Gentleman zu geben. Der vielleicht fünfzigjährige Mann trug zum dunkelgrauen Tweed-Jackett mit passender Weste einen seidig schimmernenden Krawattenschal. Ihm folgte ein junger Mann mit etwas verwegener Lockenfrisur, den ich aufgrund des unübersehbar ähnlich geschnittenen Gesichts sofort als Faustner-Politz' Sohn identifizierte. Auch er trug Tweed in gedeckten Farben, dazu ein lavendelfarbenes Hemd mit gespreiztem Kragen.

Grathwohl, Torben Neumeyer und ich nahmen still am Rand der gegenüberliegenden Gruppe Platz, als die Trauerfeier begann. Ich hatte auf etwas Extravagantes, mir Neues gehofft wie eine buddhistische Zeremonie oder gar okkulte Rituale. Stattdessen betrat ein Pastor in Talar und Beffchen den Raum und hielt einen konventionellen evangelischen Gottesdienst ab – jedenfalls, soweit ich es mitbekam.

Meine Aufmerksamkeit schwenkte sehr bald von der Predigt ab und wurde wie magisch von der Familie des Verstorbenen angezogen. Ich hatte von Volker Grathwohl noch schnell die Namen der engsten Angehörigen erfahren, damit ich sie im Zweifel richtig ansprechen konnte. Faustner-Politz' Ehemann hieß Sönke Politz und war von Beruf Bauingenieur. Evanders älterer Bruder Bennet war soeben von einem USA-Aufenthalt zurückgekehrt, um ein Studium zu beginnen, und es brauchte nur wenige Gesten – eine beruhigende Hand auf dem Arm der Mutter, ein Blick stillen

Einverständnis, ein Zurechtzupfen des hinteren Hemdkragens, das der Sohn ohne Widerwillen geschehen ließ – um zu verstehen, dass dieser hier Muttis Liebling war. Auch dem Vater stand er offenbar nahe, wie allein die Imitation des Kleidungsstils vermuten ließ. Wie mochte wohl sein Bruder in dieses Gefüge gepasst haben? Ob er ein ähnlicher Musterknabe gewesen war? Oder war er, verzweifelt mit dem Älteren konkurrierend, als Verlierer aus dem brüderlichen Wettstreit auf der Strecke geblieben? Ein farbloses Bürschchen vielleicht, das sich aus kindischem Protest an allen erdenklichen Stellen hatte piercen lassen? Oder hatte er – ganz anders – einen Wettstreit gar nicht nötig gehabt: ein kluger oder feinsinniger Kopf, von der Familie womöglich chronisch unterschätzt, der sich in der Mathematik-Olympiade hervortat oder zum Niederknien schön Klarinette spielte?

Ein Grund, weshalb diese Familie meine Fantasie anregte, war sicherlich der Auftritt der Mutter. Der andere Grund lag in der zweigeteilten Trauergemeinde. Den Menschen, auf deren Seite Grathwohl und ich Platz gefunden hatten, sah man an, dass sie mit der aufgeplusterten Selbstzufriedenheit der Familie Politz fremdelten. Sie distanzieren sich für alle sichtbar, indem sie sich im größtmöglichen Abstand zu ihnen platzierten. Es handelte sich ausnahmslos um junge Leute, also vermutlich um Evanders Freundeskreis. Doch auch wenn sie eine Gemeinsamkeit aufwiesen, nämlich die Ablehnung von Prunk und Protz, war dies keineswegs eine homogene Gruppe.

Mehrere Männer sahen einfach bis billig gekleidet aus und erweckten dennoch den Eindruck, ihre guten Sachen zu tragen. Sie waren nicht nachlässig zurechtgemacht, sondern sorgfältig frisiert und trugen geputzte Schuhe. Spontan nannte ich sie im Stillen die ›Genossen‹. Sie bildeten den größten Kontrast zu Evanders Verwandtschaft, und ich fragte mich, ob es vielleicht Kindergarten- oder frühe Fußball-

freunde waren. Ich würde Grathwohl später fragen, was er über den Werdegang der Familie wusste. Vielleicht hatten die Politz' sich aus sogenannten kleinen Verhältnissen hochgearbeitet? Die gekünstelte Attitüde der Mutter schien mir zu dieser These zu passen.

Die zweite Untergruppe bildeten einige salopp gekleidete Youngster. Sie schienen sich untereinander gut zu kennen, und ich tippte auf Evanders Mitschülerinnen und Mitschüler.

Am längsten jedoch beschäftigten mich vielleicht acht oder neun Frauen und Männer, deren Zusammengehörigkeit ich nicht am Outfit festmachen konnte, sondern an ihrer Ausstrahlung. Ihre ernsten und, wie es mir vorkam, strengen Mienen ließen mich an Polit- oder Öko-Aktivisten denken. Ich stellte mir vor, dass sie Marilyn am liebsten den Pelz vom Hals gerissen hätten. Eines der Mädchen, das ich auf 17 oder 18 schätzte, hatte verweinte rotgeränderte Augen. Evanders Freundin? Als der Pastor eintrat, machte sie halblaut eine empörte Bemerkung, diese ›Show‹ habe nichts mit Evander zu tun. Was genau sie wohl meinte? Den Gottesdienst? Das gediegene Ambiente? Die vornehm gekleideten Verwandten? Sie bemerkte meinen fragenden Blick und erwiderte ihn trotzig. Ich nahm mir vor, sie nach der Trauerfeier anzusprechen. Doch wie so oft, sollte auch diesmal alles ganz anders laufen als geplant.

Im Kolumbarium gab es verschiedene Arten von Grabkammern, wie mir Volker Grathwohl erklärt hatte. Familie Politz hatte sich für eine der teuersten entschieden: Eine Vitrine in der ›Galerie‹ mit individuell gestalteter Vorkammer, in der man hinter einer Glasscheibe einen Blick auf Erinnerungsstücke werfen konnte. Für Evanders Andenken hatte man das größtmögliche Vitrinenformat gewählt. Die Vorkammer enthielt nicht wie in anderen Fällen ein besonderes Buch, einen Stapel Liebesbriefe, gerahmte Fotos oder ein Schmuckstück, sondern – ich erkannte es erst später, als ich

dichter herantreten konnte – ein Modell des Verstorbenen im Miniaturformat mit diversen Dingen, die für ihn offenbar von Bedeutung gewesen waren.

Eine Art Legomännchen, nur wesentlich graziler und feiner gestaltet, trug ein elegantes weißes Tennisdress mit blauen Streifen und hielt einen ebenfalls fein modellierten Holzschläger in der rechten Hand. Seine Linke beschirmte die Augen; der Kopf, dessen welliges blondes Haar sich zu einer adretten Föhnfrisur formierte, war in den Nacken gelegt, und der Blick folgte einem Vogelschwarm, der filigran auf eine schmale, an der Vitrinendecke befestigte Leinwand gemalt war. Obgleich ich wahrlich keine Ornithologin bin, erkannte ich das charakteristische Flugbild von Kranichen. Im Hintergrund schien ein schnittiges Motorboot auf kurzen kleinen Wellen zu schaukeln. Ich sah einen unbeschwerten Frühsommertag vor mir, den ein vom Schicksal begünstigter Jugendlicher fröhlich zu nutzen wusste – Rhapsodie in himmelblau-weiß.

Bevor ich mir selbst ein Bild machen konnte, defilierte die Trauergemeinde an der letzten Ruhestätte vorüber. Grathwohl und ich warteten in gebührendem Abstand, bereit, auf ein etwaiges Zeichen der Eltern zu reagieren und – beispielsweise – eine Sitzgelegenheit für einen der älteren Trauernden oder ein Glas Wasser herbeizuschaffen. Ich hatte insgeheim noch eine weitere Agenda. Ich wartete gespannt darauf, wie die Trauergäste, die nicht der Familie angehörten, reagieren würden. Dass die Gedenkkammer aufwändig hergerichtet sein würde, war mir nach allem, was ich bis dahin erlebt hatte, klar, und auch, dass Tanten, Onkel und die weitere Familiengefolgschaft das sorgfältig durchdachte Erinnerungsbild anerkennend würdigen würden, verstand sich von selbst.

Und dann geschah, worauf ich gewartet – oder soll ich sagen: gehofft? – hatte. Während ›Genossen‹ und Mitschüler die modellierte Szenerie noch gleichgültig bis ratlos betrach-

tet hatten, regte sich in der ›Aktivistengruppe‹ sofort Unmut. Ein hagerer Mann mit John-Lennon-Brille lachte höhnisch auf, andere schüttelten demonstrativ den Kopf. »Gibt's nicht«, zischte eine junge Frau, deren harter Blick mir verriet, dass sie nicht zum ersten Mal einen Tadel aussprach. Die letzte in der Reihe war das Mädchen mit den rotgeweinten Augen. Sie gab sich keine Mühe, ihre Meinung zu verbergen. »Als ob!«, rief sie beim ersten Blick auf das makellose Modellidyll. »Wann, bitte, soll das denn gewesen sein!« Letzteres war keine Frage, es klang wie eine Anklage.

Grathwohl und Torben hatten, offenbar in weiser Voraussicht, längst begonnen, die Familie in den Nachbarraum zu komplimentieren. Nur Bennet, Evanders Bruder, hatte noch in der Galerie ausgeharrt. Ich konnte mir den Gedanken nicht verkneifen, dass auch er auf ein kleines Drama gelauert hatte, denn er reagierte ungeheuer schnell auf den Ausbruch des Mädchens.

»Livia, was soll das!«, rief er und traf dabei messerscharf den Ton zwischen öffentlicher Maßregelung und mühevoller Beherrschung. Mir schien, er hoffte auf eine respektlos hingeblassene Antwort, auf die er dann mit hochregulierter Empörung hätte reagieren können. Doch das Mädchen tat ihm den Gefallen nicht. Sie verließ die Galerie kopfschüttelnd, aber schweigend über die Hintertreppe. Ich beschloss, mir den Namen zu merken. Livia.

Vielleicht hätte ich ihn gleich wieder vergessen, wäre es bei dieser Begegnung geblieben.

Doch dann überquerte ich die Straße auf dem Weg zum Parkplatz gegenüber dem Kolumbarium, um auf Grathwohl zu warten und mich von ihm zu verabschieden. Nach wenigen Schritten, die ich gedankenverloren zurücklegte, nahm ich den Lärm streitender Stimmen wahr. Er drang aus Richtung der geparkten Autos zu mir herüber. Spontan steuerte ich einen abgestellten Transporter an, hinter dem ich den

Streitenden verborgen bleiben konnte. Grathwohls Wagen stand in der gegenüberliegenden Ecke des Platzes; ich selbst war zu Fuß unterwegs; von meinem Häuschen aus brauchte ich nur eine Viertelstunde hierher.

Ich war sicher, die Stimme von Marilyn Faustner-Politz zu erkennen, die aufgebracht rief: »Das nimmst du zurück, Fräulein!«

»Im Gegenteil!«, brüllte es erregt zurück. Livia, jede Wette!

Eine sonore Stimme befahl, doch nicht albern zu werden. Sönke Politz wahrscheinlich.

»Ich sage es jedem, der es hören will!« Wieder Livia. Oder?

Ich musste es einfach wissen und wagte mich aus der Deckung des Transporters, pirschte im Schatten des angrenzenden Hafenschuppens voran bis zur Kaimauer, die die hintere Parkplatzbegrenzung bildete. Von da aus hatte ich die Szenerie im Blick. Ich sah einen schwarzen, blank polierten SUV, um das Heck herum gruppiert die drei Politz' (wie konnte es anders sein?). Marilyn hatte die Hände in die Hüften gestemmt. Ihr gegenüber, in bedrohlich geringem Abstand und nicht weniger angriffslustig: Livia, tatsächlich. Mit hochrotem, vorgerecktem Kopf gestikulierte sie resolut, wobei sie die rechte Faust immer wieder in den linken Handteller schlug. Die Aggressorin. Die beiden Männer, Sönke und Bennet, hielten respektvoll Abstand und versuchten zu beschwichtigen. Bennet rief »Mensch, Mensch« und »lass gut sein«, richtete aber nichts aus. Sönke Politz legte seiner Frau eine Hand auf den Arm und hatte offenbar vor, sie von Livia fortzuziehen. Vergeblich. Marilyn stieß mit dem Ellbogen in seine Richtung und giftete unbeeindruckt weiter. Ich verstand eindeutig »Schlampe« und »Hexe«; bei »Bitch« war ich mir nicht ganz sicher. Livia funkelte sie böse an, atmete schwer und sammelte Kraft für eine Erwiderung.

Inzwischen beobachteten vier oder fünf der jungen Aktivistinnen, wie ich sie für mich getauft hatte, das Geschehen. Sie

standen bei ihren Autos eine Reihe weiter. Der Hagere mit der Lennon-Brille wurde unruhig. Schließlich setzte er sich in Bewegung, trat an Livia heran und fasste sie an der Schulter. Sie machte eine Drehung, wie um ihn abzuschütteln, doch der Mann packte sie entschlossen am Arm.

Livia holte tief Luft, und ich erwartete das nächste Kriegsgeheul, doch stattdessen spuckte sie Faustner-Politz direkt vor die makellosen Saftpumps. Lennon stieß zwischen zusammengebissenen Zähnen »Reicht jetzt!« hervor, packte das Mädchen auch am zweiten Arm und drehte es herum. Livia schien aus der Bewegung noch einmal Schwung zu ziehen. »Ihr habt ihn doch dazu getrieben!«, fauchte sie über die Schulter in Richtung der Politz'. »Jawohl, habt ihr!« Der Brillenmann schob sie vor sich her zu einem Elektro-Kleinwagen, Renault oder VW, ich weiß es nicht mehr.

Ich stand starr auf meinem Fleck am Parkplatzrand. Was sollte das heißen, sie hätten ihn »dazu getrieben«? Mit »ihm« war Evander gemeint, soviel stand fest. Doch wohin sollte seine Familie ihn getrieben haben? Doch nicht etwa in den Tod?

Schneller als ich denken konnte, waren Marilyn, Sönke und Bennet Politz im SUV verschwunden und vom Parkplatz gerauscht. Wie paralysiert starrte ich hinüber zum Kleinwagen, in dem Lennon hinter dem Lenkrad Platz nahm. Neben ihm saß ein Glatzkopf aus der Aktivistengruppe; Livia kauerte auf der Rückbank. Sie schien ihre Munition verschossen zu haben, schlaff, wie sie nun wirkte. Als Lennon vom Platz fuhr, folgte ihm ein silbergrauer Smart, zwei weitere Mitglieder der Livia-Gruppe. Halbherzig lief ich ein paar Schritte hinterher, doch ich war zu spät. Hätte ich doch nur früher geschaltet! Wen sollte ich nun fragen, was dieser Auftritt zu bedeuten hatte?

Noch wie in Trance nahm ich Volker Grathwohls unverkennbare Silhouette wahr, eine kräftige Gestalt, leicht vorgebeugt, die direkt auf mich zusteuerte.

»Haben Sie ein Gespenst gesehen?«, spottete er gutmütig.

Aufgeregt berichtete ich ihm von der Auseinandersetzung, doch Grathwohl war nicht die Spur beeindruckt. Marilyn Faustner-Politz sei eine exponierte Frau, erklärte er, wohlhabend, politisch aktiv und ... »Na, wie sie mit anderen umspringt, haben Sie ja erlebt.« Solche Menschen ständen sowieso schnell im Kreuzfeuer der Kritik, und in heiklen Situationen müssten sie schon mal als Projektionsfläche für Frust und Empörung herhalten.

»Glauben Sie mir, die jungen Leute wissen noch nicht, wie man trauert, und haben eben die Nerven verloren«, schloss Grathwohl. »Dahinter steckt nichts Ernstes.« Er sah mich aus seinen tiefliegenden grauen Augen, um Zustimmung heischend, an.

»Na gut«, nuschelte ich. Wirklich überzeugt zu sein, hätte sich anders angefühlt.

Kapitel 2

Verdrossen saß ich am Schreibtisch vor meinem Laptop und kritzelte grobe Sprüche auf feines Papier. Mein eigentliches Vorhaben, die Website ›Trauerrednerin Penelope‹ zu überarbeiten, erwies sich als ungeahnt zäh. Ich hatte die Aktualisierung schon länger vor mir hergeschoben und wollte nun, da ich das Kolumbarium kannte, endlich mit neuem Schwung darangehen, meine vielfältigen Dienstleistungen anzupreisen.

Leider fiel mir überwiegend Unsinn ein. »Ich helfe Ihnen beim Draufgehen« schrieb ich etwa, oder »Spaß muss sein bei der Beerdigung, sonst geht keiner mit.« Mir fiel über-

flüssigerweise auch noch Grathwohls Witz über Veganer ein, die nicht gern ins Gras beißen – es war zum Verzweifeln. Da klingelte es überraschend.

Erik-Erkan stand, keck gegen sein Fahrrad gelehnt, vor der Tür und wollte wissen, ob ich spontan Lust hätte, in seinem Lieblingsimbiss eine Kleinigkeit zu essen. Hatte ich.

»Der Tag wird doch noch mein Freund«, trällerte ich nichtsahnend, schnappte mir den Fahrradhelm von der Hutablage, den Schlüssel vom Deko-Hirschkopf über dem Schuhschrank und schlüpfte in die erstbesten Stiefeletten. Es waren die neuen schwarzen mit den etwas zu hohen Absätzen. Egal, beim Fahrradfahren spielte das keine Rolle. Ich holte das Rad aus dem Schuppen, und fröhlich fuhren wir über die Marienbrücke auf die Altstadtinsel und schlossen die Räder wenige Schritte vor dem Imbiss nebeneinander an.

Beim Gehen fühlten sich die Schuhe noch ungewohnt an. Weil ich nicht wie eine unbeholfene Teenagerin in Mamis Klamotten umherstaksen wollte, machte ich kleine, feste Schritte und konzentrierte mich auf meine Haltung, als wir den Dönerimbiss betraten.

»Merhaba«, sagte ich und strahlte Deniz, den Wirt, an. Der plauderte gerade mit einem Mann mit gepflegtem Kinnbart, der leger am Tresen lehnte und mich von oben bis unten mit aufmerksamem Blick maß. Während ich hinter Erik-Erkan her zu seinem Lieblingsplatz stöckelte, rief der Fremde Deniz zwei, drei Worte zu, und beide lachten. In meinen Ohren klang es anzüglich, und ich warf Erik-Erkan, der mir gegenüber Platz genommen hatte, einen fragenden Blick zu. Er machte eine gleichgültige, wegwerfende Handbewegung und schob mir die Speisekarte hin. Er schien ein wenig ungeduldig zu sein, wahrscheinlich war er hungrig. Deshalb beschloss ich, keine weitere Notiz vom Kinnbart-Mann zu nehmen und mich stattdessen der Karte zu widmen. Ich ent-

schied mich für einen Gemüse-Döner mit scharfer Soße, und Erik-Erkan rief Deniz unsere Bestellung auf Türkisch zu. Ich war etwas irritiert, denn normalerweise ist es nicht Erik-Erkans Art, quer durch den Laden zu bölnen, dazu ist er eigentlich zu höflich.

Kaum hatte der Wirt die Bestellung mit einem Nicken quittiert, beugte sich mein Begleiter über den Tisch. Aha, er hatte etwas zu bereden! Das war also die Erklärung für seine Ungeduld. Gespannt sah ich ihn an.

Erik-Erkan schlug einen süffisanten Ton an. »Seit wann arbeitest du eigentlich heimlich an meinem Auftrag mit?«

»Was?« Ich machte offenbar kein allzu intelligentes Gesicht, denn Erik-Erkan sah mich belustigt an. Ich war sicher, seine Bemerkung nicht richtig verstanden zu haben, und fragte nach. »Hast du von einem Auftrag gesprochen?«

»Habe ich.«

»Und ... und was hab ich damit zu tun?«

»Genau das frage ich ja.«

Ich nahm die Arme vom Tisch, als Deniz Besteck und zwei Gläser Tee brachte. Dann hob ich spaßeshalber die Gabel, sprach hinein, als wäre sie ein Mikrofon und richtete sie danach auf mein Gegenüber. »Sprich nicht in Rätseln! Wann und wo hast du mich heimlich beobachtet?«

Erik-Erkan zog sein Smartphone hervor, tippte und wischte auf dem Display und reichte mir das Gerät. Das unterbelichtete Video, das er angeklickt hatte, war offenbar während der Zeremonie im Kolumbarium aufgenommen worden. Hektisch ausgeführte Schwenks zeigten einen Großteil der Trauergäste. Auch ich war kurz zu erkennen, wie ich gerade etwas mit Grathwohl besprach.

Ich war reichlich verdattert. »Da wurde gefilmt? Das wusste ich gar nicht.« Hätte man die Trauergemeinde nicht nach ihrer Zustimmung fragen müssen? Jedenfalls, wenn eine Veröffentlichung geplant war? »Woher hast du das?«

»Ich habe es durch Zufall gefunden«, entgegnete Erik-Erkan. »Jemand hatte darauf verlinkt nach dem Motto ›Da siehst du ja offiziell aus, ha ha«, und der Angesprochene ist der, für den ich mich interessiere.«

»Den du stalkst«, stellte ich in den Raum.

Deniz brachte das Essen an den Tisch, und nachdem wir einige Happen zu uns genommen hatten, redeten wir weiter.

Erik-Erkan übergang meine Stichelei. »Ich habe das Video jedenfalls sicherheitshalber heruntergeladen.«

»Wieso, was willst du damit?«, erkundigte ich mich. »Da ist doch wohl kein Taschendiebstahl zu erkennen? Oder der Austausch zweier schwarzer Aktenkoffer?«

»Ich muss das Material noch in Ruhe sichten«, erwiderte er ausweichend. »Diesen Schwenk über die Gäste will ich mir in Zeitlupe anschauen.«

»Wie bitte?!« Ich war angesichts seiner Geheimniskrämerei halb amüsiert und halb entrüstet. »Mehr verrätst du nicht? Erst machst du mir den Mund wässrig, dann lässt du mich auf dem Trockenen sitzen?«

Erik-Erkan wollte es offenbar besonders spannend machen. »Du hast mir ja auch noch nicht gebeicht, wieso du bei dieser Trauerfeier warst«, sagte er und gab sich Mühe, mich forschend anzusehen. »Ausgerichtet hast du sie jedenfalls nicht, da war ja ein Pastor.«

Doch ich hatte nicht vor, mich ablenken zu lassen und drohte ihm neckend mit dem Zeigefinger. »Sagst du mir wohl auf der Stelle, wer dich engagiert hat und worin dein Auftrag besteht?«

Offenbar war ich etwas lauter geworden, zumindest hatte ich unbeabsichtigt Aufsehen erregt. Der Mann mit dem Kinnbart raunte Deniz etwas zu in einem Tonfall, der wie ironisches Gurren klang. Deniz rief daraufhin halb anerkennend, halb belustigt Erik-Erkan etwas auf Türkisch zu. Der lachte kurz auf und rief etwas zurück.

»Ey, was tratscht ihr?«, fragte ich leicht vorwurfsvoll, denn ich hatte den Eindruck, es gehe um mich. Machten die sich über mich lustig? Ich blitzte Erik-Erkan an. »Was hast du da gerade gesagt?«

Doch er beachtete mich kaum, sondern sah grinsend zur Theke herüber. Deniz ließ einen Redeschwall vom Stapel, der viel Gezischel und Geraune enthielt. Die anderen beiden feixten, und ich konnte nicht einschätzen, inwieweit nicht auch die Gäste im hinteren Teil des Raumes davon Notiz nahmen. Dort saßen eine Studentengruppe und ein junges Paar, die alle in ihre eigenen Gespräche vertieft zu sein schienen. Doch wer wusste das schon! Womöglich hörten sie jetzt gerade Dinge über mich, die mir nicht lieb sein konnten.

Wie garstig! Ich schäumte. Ich war schon öfter mit Erik-Erkan hier gewesen, und zwei-, dreimal hatte ich mich auch darüber geärgert, dass er in meiner Anwesenheit Türkisch wie eine Geheimsprache nutzte. Hinterher hatte ich ihn zur Rede gestellt, und er hatte sich entschuldigt und mir versichert, Deniz und er hätten nur einen harmlosen Witz ausgetauscht. Wenn sie nur wenige für mich unverständliche Worte wechselten, wollte ich ihnen den kleinen Spaß gern gönnen, hatte ich mir damals vorgenommen. Doch mit dem, was ich jetzt erlebte – geradezu eine Debatte hinter meinem Rücken und ganz gewiss auch auf meine Kosten –, war ich nicht einverstanden. Erik-Erkan musste das klar sein, er kannte mich doch! Dass er, statt sich vom Verhalten der anderen zu distanzieren, bei dem Spiel mitmachte – und dabei offenbar ganz besonderen Spaß hatte! – nahm ich ihm übel.

»Kız var ya efsane«, gurrte der Fremde, soweit ich ihn verstand. Schon seine auf kehlig getrimmte Stimme, halb Bar-Anmache, halb Schlafzimmerton, war eine Unverschämtheit!

Ich hatte längst mein Smartphone in der Hand und fütterte die Übersetzer-App mit einzelnen Wörtern. Zwar trug die Aktivität dazu bei, dass ich mir etwas weniger ausgelie-

fert vorkam – doch dem Gespräch folgen konnte ich nicht einmal ansatzweise. Erik-Erkan hatte mir seinerzeit klargemacht, dass gerade im Türkischen die Bedeutung vieler Ausdrücke vom Zusammenhang abhängt. Doch immerhin hatte er mir einige Satzbrocken beigebracht.

»Anlamıyor«, sagte der Kinnbarträger und ließ ein überlegenes Lachen folgen. Paradoxerweise verstand ich ausgerechnet dies, es hieß: *Sie versteht es nicht*. Das konnte nur eines bedeuten: Wie ich schon vermutet hatte, lästerten die Männer ungeniert über mich.

Es reichte!

Ich stopfte meine Sachen in die Tasche, schnappte mir Jacke und Fahrradhelm und stürmte aus dem Laden. Dann besann ich mich, machte auf dem Absatz kehrt und rauschte wieder hinein. Ich knallte Deniz einen Zehner auf den Tresen und knurrte »Stimmt so, für den freundlichen Service«. Den Kinnbart-Macho würdigte ich keines Blickes, Erik-Erkan ebenso wenig. Und schon war ich wieder draußen.

Als ich mein Rad losschloss, versetzte ich Erik-Erkans, das am Nachbarpfosten angeschlossen war, einen beherzten Tritt und nahm schadenfroh in Kauf, dass die Querstange am Metall des Pfostens langschrappte und sich einen unschönen Kratzer zuzog. Der kleine Racheakt besänftigte meinen Groll ein wenig.

Auf dem Heimweg grübelte ich darüber nach, wem wohl Erik-Erkans professionelles Augenmerk galt. Beschattete er einen Prominenten, eine exponierte Persönlichkeit? Wieso sonst verhielt er sich so rätselhaft? Hatte er etwa Angst, ich würde ihm dazwischenfunken? Schon beim Gedanken daran schwoll meine Empörung wieder an. Als wenn ich ihm regelmäßig Aufträge vermasselte!

Seine Heimlichtuerei machte mich natürlich neugierig. Offenbar hatte er jemanden aus der Trauergemeinde im Visier. Wer konnte das sein? Dem zitierten Kommentar nach

zu urteilen, musste es sich um jemanden handeln, der oder die nur ausnahmsweise formell gekleidet gewesen war. Eigentlich kam somit jeder auf der Familienseite infrage. Ich ließ die Verwandten, wie ich sie in Erinnerung hatte, vor meinen inneren Auge aufmarschieren. *Jemand, der sonst nicht so formell daherkommt ...*

Wie ein Paukenschlag durchfuhr mich die Gewissheit. Natürlich, der Junge, Evanders Bruder! Das feine Jackett war ein wenig zu groß gewesen. Kaum merklich, man musste schon genau hinschauen. Ich hatte seinen Kleidungsstil für eine Kopie gehalten – doch das war gar nicht der Punkt! Vielmehr hatte es sich schlicht und einfach nicht um das eigene Jackett gehandelt. Er besaß so etwas gar nicht, sondern hatte es sich vom Vater für diesen Anlass ausgeliehen. Für mich lag der Fall klar: Erik-Erkans Auftrag hatte mit Ben-net Politz zu tun. blieb nur noch zu ergründen, warum ich das nicht wissen sollte. Ging es um sensible Informationen? Selbst wenn! Erik-Erkan musste doch klar sein, dass ich niemals mit Insiderwissen hausieren ging!

Zu Hause setzte ich mich versuchsweise an den Schreibtisch, doch mir wurde schnell klar, dass ich mich nun erst recht nicht auf werbetaugliche Slogans konzentrieren konnte. Mir war nach Dampf ablassen! Dieses Imbiss-Theater musste ich erst noch verdauen. Wie sollte ich Erik-Erkan das nächste Mal begegnen? Ich war gekränkt, doch ich war auch stolz. Ich wollte nicht wehklagen wie ein verletztes Rehlein, aber auch nicht kommentarlos zur Tagesordnung übergehen. Zunächst einmal schaltete ich mein Smartphone lautlos. Doch was nun? Ich sehnte mich nach einer patenten und dabei einfühlsamen Ratgeberin. Ilka!

Ich rief meine beste Freundin an, und zu meiner Erleichterung hatte sie Zeit. »Du stellst Nervennahrung auf den Tisch, und ich komme und höre dir zu«, machte sie klar, und zum ersten Mal seit Stunden musste ich lächeln. Wenn Ilka von *Ner-*

vennahrung spricht, meint sie weder Schokolade noch Studentenfutter. Der Begriff ist unser Code für schottischen Whisky.

Kaum hatte ich Gläser, Kräcker, Wasser und drei gute Malts – von den Highlands, der Speyside und Islay – bereitgestellt, war Ilka schon an der Haustür.

»Du bist ganz schön auf Zinne, das klingt spannend!«, erklärte sie ihr promptes Erscheinen.

Sie streifte den Mantel ab, kickte die Sneakers von den Füßen, trat ins Wohnzimmer, schnappte sich eines der Gläser und ließ sich in den Ledersessel fallen, der eigentlich mir vorbehalten ist. Egal. »Schieß los!«, forderte sie, während sie sich vom rauchigen Ardbeg eingoss.

Ich berichtete von dem verunglückten Ausflug zum Imbiss und von meinem Ärger darüber, dass Erik-Erkan nicht mit seinem Auftrag herausrückte. Er sollte sich nicht so zieren! Schließlich redeten wir über meine Arbeit auch ganz offen.

»Ehrlich gesagt ...« Ilka zögerte.

Ich sah sie ungläubig an. Stimmt sie mir etwa nicht ohne jeden Vorbehalt zu?

Sie bemerkte meinen Blick und gab sich einen Ruck. »Dass du dich über das Machogehabe im Imbiss ärgerst, ist mir klar. Doch ehrlich gesagt, verstehe ich nicht ganz, was dich grundsätzlich an der Sache triggert.« Sie beugte sich vor und stützte ihre Arme auf dem Tisch ab. »Du warst bei einer Trauerfeier, und Erik-Erkan hat dich zufällig auf einem Video erkannt. Was, bitte, regt dich daran so auf?«

Ich schlug die flache Hand gegen die Tischkante. »Dass er mich in dem Filmchen gesehen hat, ist doch gar nicht der Punkt! Es geht darum, dass er mir gegenüber mauert! Und außerdem ist diese Familie nicht ganz kosher!«

»Und das schließt du ... woraus genau? Du sprichst doch von der Trauerfamilie, oder?« Meine Freundin wirkte nun höchstkonzentriert. Ich begriff: Sie bemühte sich wirklich, mich zu verstehen.

Besänftigt holte ich etwas weiter aus. »Ja, es geht um die Eltern, die ihren achtzehnjährigen Sohn verloren haben. Evander. Bei der Trauerfeier war ein Mädchen, das ich für seine Freundin halte. Und dieses Mädchen hat die Eltern beschuldigt, sie hätten Evander in den Tod getrieben.«

Ilka starrte mich an. »Echt? Aber da ... da muss man doch was unternehmen, oder nicht? Hat denn keiner von den anderen Gästen die Polizei gerufen oder ... oder sowas?«

Ich druckste einen Moment. »Sie hat es ja nicht vor allen Gästen gesagt. Sondern später, auf dem Parkplatz. Ich habe nur rein zufällig mitgehört.«

»Und da kommt jetzt Erik-Erkan ins Spiel? Oder wie?«

Es war zum Verzweifeln. »Das weiß ich eben auch nicht!«, rief ich. »Ich habe keine Ahnung, in wessen Auftrag er tätig ist und aus welchem Grund. Ich weiß nur, dass er irgendwie ...«

Ich brach ab. Bei Lichte betrachtet, wusste ich noch nicht einmal sicher, ob er überhaupt gegen ein Mitglied der Familie Politz ermittelte. Ich hatte es mir zusammengereimt. Er selbst hatte sich völlig nebulös ausgedrückt. Und das war es eben, was mich so fuchste! Ich sah Ilka ins Gesicht. »Ich hätte nicht übel Lust, die Details aus ihm herauszuprügeln!«

Meine Freundin, die gerade an ihrem zweiten Glas Whisky nippte, hätte sich beinah verschluckt. Sie hustete, dann prustete sie los. »Du meine Güte! Dir scheint es ja wirklich ernst zu sein.«

Ich nickte.

»Folg ihm doch einfach«, schlug sie vor. »Dann siehst du, wohin er fährt. Und wenn du willst, kannst du ihm am Zielort auf die Pelle rücken. Wenn er mitten in der Beschattung ist, wird er dich kaum wegschicken. Sonst würde er ja eine fürchterliche Szene riskieren ...«

Wir glucksten beide vor Vergnügen bei der Vorstellung.

»Aber er checkt immer den Rückspiegel«, fiel mir schließlich ein. »Und er kennt doch meine beiden Autos.«

Aus dem Verlagsprogramm



KARLA LETTERMAN

Die Trauerrednerin und der tote Tenor

Der Finanzbeamte Joachim Hagelmann wird tot auf dem verwinkelten Dachboden der Musikhochschule Lübeck entdeckt. War es Selbstmord? Als sich Trauerrednerin Penni Sattler mit der Vita des Mannes befasst, beschleichen sie erste Zweifel. Warum trifft sich seine Witwe konspirativ mit einem dubiosen Hotelerten? Welche Rolle spielte eine

mysteriöse Malerin in Hagelmans Leben? Und warum starb er ausgerechnet an jenem schwer zugänglichen Ort? Im renommierten Irenenchor, der in der Musikhochschule probt, scheinen die Fäden zusammenzulaufen. Kurzentschlossen tritt Penni dem Chor bei. Und plötzlich fühlt sie sich verfolgt. Einschüchterung? Oder ist sie nur überdreht und bildet sich alles ein? Penni braucht eine Verschnaufpause und reist mit dem Chor nach Schottland. Dort erkennt sie bei einem einsamen Ausflug, dass sie das Nächstliegende übersehen hat. Und dass dieser Ausflug eine raffinierte Falle ist. Eine tödliche?



Wer glaubt, in Lübeck gehe alles seinen betulich-hanseatischen Gang, irrt. Tatort Lübeck, in der malerischen Altstadt und der feinen Musikhochschule geschieht Unerhörtes! Eine spannende Story inmitten des unverwechselbaren Flairs der alten Hansestadt und ihrer Tochter Travemünde. Muss man, frau lesen.

Björn Engholm

Lübecker, Ministerpräsident a. D.

ISBN 978-3-910563-26-1

www.rotekatzeverlag.de

INDREK HARGLA

Apotheker Melchior und der Teufel von Gotland

Reval, estnisch Tallinn, im Jahre 1433: Apotheker Melchior Wakenstede wird an das Sterbelager eines wohlhabenden Kaufmanns gebeten, der von ihm indes keine Arzneien will, sondern ihn mit der Klärung einer lang zurückliegenden Bluttat beauftragt. Während er versucht, das Rätsel der Vergangenheit zu lösen, wird plötzlich sein Lehrjunge ermordet und bald darauf auch Melchiors Leben bedroht. Wie hängt das alles zusammen mit der Warnung in einem Brief, die er von seinem Sohn aus Lübeck bekommen hat? Ist der darin erwähnte Gotlandteufel auf Mord aus? Hat er es auf den Apotheker abgesehen? Und wieso wird Melchior das Gefühl nicht los, dass für den Mord an seinem Lehrjungen die falsche Person gehenkt worden ist?

Parallel dazu setzt Melchior junior in Lübeck seinen Lebensweg fort und versucht seiner großen Liebe Lucia näherzukommen. Kann er die Tochter des stark verschuldeten Kaufmanns für sich gewinnen? Einmal schon hat er für seine Liebe einen Mord begangen, muss er es wieder tun? Die Handlung spinnt den Faden fort, der in »Apotheker Melchior und die Revaler Chronik« (Rote Katze Verlag 2023) begann, und zeichnet ein schillerndes Bild vom Spätmittelalter in der Königin der Hanse und ihrer Umgebung.



INDREK HARGLA

Apotheker Melchior und der Teufel von Gotland

Hanse-Krimi aus Tallinn und Lübeck

An dem Estnischen von Cornelius Hauskurt



ISBN 978-3-910563-24-7

www.rotekatzeverlag.de



MICHAEL ZELLER

Letzte Reise nach Paris

Paris im Sommer 1906. Ein erfolgloser deutscher Schriftsteller und eine aufstrebende deutsche Malerin leben Tür an Tür im Quartier Latin. Er erhofft sich von der Stadt Inspiration, sie ist der deutschen Provinz und einer erdrückenden Ehe entflohen. Sie führen Ateliergespräche über die Liebe, die Ehe, die Kunst, die Freiheit. Er verliebt sich hoffnungslos, sie schwankt zwi-

schen einem unsicheren Leben in Unabhängigkeit und der Rückkehr zum dominanten, aber gut situierten Ehemann. Die Malerin löst sich am Ende aus ihren Träumen; es ist letztlich eine Entscheidung zum Tod, für beide.

Auch vor über hundert Jahren war die Entscheidungsnot von Frauen so groß wie noch heute: Die Entscheidung zwischen Karriere, Liebe und Mutterschaft. Michael Zeller spinnt mit abgründiger Ironie ein Verwirrspiel der Gefühle, in dem sich beide fast verlieren.

”

»... ein Roman, reich an Bildern und Emotionen. Mit großem Einfühlungsvermögen entwirft der Autor ein zugleich phantasievolles und charaktertreues Bild der expressionistischen Malerin Paula Becker-Modersohn“

Neue Zürcher Zeitung

ISBN 978-3-910563-20-9

www.rotekatzeverlag.de

MICHAEL ZELLER

Die Kastanien von Charkiw

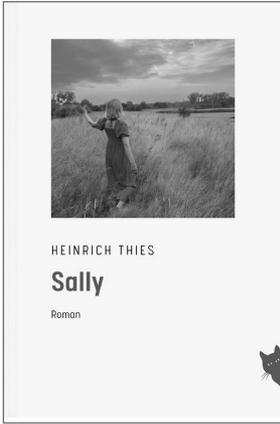
Den Herbst 2019, kurz vor dem russischen Überfall vom Februar 2022, verbringt der Schriftsteller Michael Zeller in der ostukrainischen Großstadt Charkiw, auf Einladung des ukrainischen PEN. Er nutzt die Zeit, die Stadt an der Grenze zu Rußland zu erwandern, bestaunt ihre geschichtsträchtigen Architekturen. Durch seine fast täglichen Lesungen nimmt er intensiv am kulturellen Leben der Stadt teil, die er seit 1994 von häufigen Reisen her kennt. Fesselnd beschreibt er, wie er für Schulesungen das Donbassgebiet bereist und dabei die Zerstörungen der russischen Streitkräfte aus nächster Nähe sieht. Ebenso nah kommt ihm das Kriegsgeschehen des Zweiten Weltkriegs in zahlreichen Begegnungen und Gesprächen, die er mit Überlebenden führt.

In seinem ‚Ukrainischen Mosaik‘ wirft der Autor einen sehr persönlichen Blick auf die Geschichte und in die Seele dieses Volkes, in einem schicksalhaften Augenblick seiner Existenz. Das Buch ist bereits ins Ukrainische übersetzt.



ISBN 978-3-910563-28-5

www.rotkatzeverlag.de



HEINRICH THIES

Sally

Die jüdische Tänzerin Sally wartet nach der Befreiung aus dem KZ wie Tausende andere Holocaust-Überlebende auf die Ausreise nach Palästina - in einem Camp für »Displaced Persons« in Bergen-Belsen. Es entsteht eine Art jüdische Kleinstadt mit einem lebendigen Kulturleben. Sally spielt hier am Rande der Massengräber Theater, tanzt und knüpft Freund-

schaften. Bei ihren Radtouren lernt sie die Umgebung kennen. In einem nahen Heidedorf trifft sie auf einen Geigespielenden Hühnerhalter: Otto. Die beiden flirten miteinander und kommen sich immer näher, bis ihre Wege sich trennen. Erst viele Jahre später wird Sally auf spektakuläre Weise erfahren, wer der geheimnisvolle Geiger war.

Zwei Lebensgeschichten im Strudel der Weltgeschichte. Lebensgeschichten, die konträrer nicht sein könnten. Ein packender Roman auf der Grundlage wahrer Begebenheiten, ein Roman über Liebe, Schuld und die Sehnsucht nach Heimat.

ISBN 978-3-910563-22-3

www.rotekatzeverlag.de

CHRISTIANE GIBIEC

Nedderend

1967. Die Protestwelle schwappt mit Rockmusik, Haschisch und freier Liebe auch über die norddeutsche Stadt Oldenburg. Zugleich werden die Fragen nach der Vergangenheit immer drängender: Was haben unsere Eltern im Nationalsozialismus gemacht, was gewusst? Und was wurde aus den Sinti-Familien, die vor 1933 im Stadtteil gelebt haben? Vier Jugendliche, die am und um die Straße Nedderend zuhause sind, suchen Antworten. Ihre Recherchen führen sie zu einem Familiengeheimnis, das tief im Ipweger Moor vergraben liegt, und in die Hölle von Auschwitz.

Christiane Gibiec ist selbst am Nedderend in Oldenburg aufgewachsen. Sie erzählt berührend und authentisch von der Sprachlosigkeit, den Narben und Verstrickungen der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft und vom Aufstand der Jugend gegen die Verdrängung und Verleugnung der Naziverbrechen.



*Ein spannender Roman und ein wichtiges Buch,
das ein Licht auf die Verbrechern der Nazis an den
norddeutschen Sinti wirft.*

Christel (Menni) Schwarz

Freundeskreis für Sinti und Roma e. V., Oldenburg



ISBN 978-3-910563-11-7

www.rotekatzeverlag.de